

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 300.

Freitag, 24. Dezember.

1915.

(5. Fortsetzung.)

## Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höster.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte Mühe, ihr Schlafzimmer wiederzufinden. Zuerst kam sie auf einen Durchgang, der dem anderen völlig gleich. Doch ein Blick in das gleichfalls taghell erleuchtete Zimmer ließ sie ihren Irrtum erkennen. Wohl war die Einrichtung fast dieselbe; doch da hingen Herrenkleider an den Wänden, in der Ecke statt des Sofas ein Arbeitspult, welches Spuren fleißiger Benützung aufwies; darauf Bücher und Nachschlagwerke, alles sorglich geordnet, als ob der Besitzer den Raum eben erst verlassen habe, um sofort wieder zurückzufahren. Wie vom bösen Gewissen getrieben, hastete Luch hinweg, öffnete eine Tür, befand sich im Salon und vermochte von da aus den zu ihrem eigenen Stübchen führenden Korridor zu entdecken.

Dieselbe glanzvolle Helle umfing sie. Sie riegelte sich hastig ein; die Gardinen an den Fenstern waren bereits sorglich angezogen, die Rouleaus heruntergelassen. Ihr Blick streifte die beiden Koffer. Diese hatte sie völlig vergessen gehabt. Nun erwachte ihre Neugier. Bachatt probierte sie die Schüssel. Die Koffer sprangen auf. Wie sie nun den reichen Inhalt auszupacken begann, fiel sie von einem Staunen ins Andere. Das alles sollte für sie bestimmt sein? Das war doch nicht gut denkbar! Kopfschüttelnd zählte sie die Kleider, fünf, sechs an der Zahl. Als echte Eva-Dotter konnte sie der Versuchung, die Sachen anzuprobieren, nicht widerstehen. Wie herrlich das alles sah, als ob es für sie gemacht worden sei! Staunend beschauten sie sich immer von neuem wieder in dem dedenhohen Ankleide-Spiegel. Sie kannte sich einfach nicht wieder. Ganz zuletzt kam ein spinduftiges Gewebe, Taille und Rock auf rosa Seide gearbeitet. Zuerst getraute sie sich kaum, es anzufassen. Als sie es nachher schüchtern anprobierte und sich im Spiegel beschaut, gingen Glutwellen von ihren Wangen aus. Nein — das mußte ein Traum sein! Doch sie konnte sich zwicken und kneifen; sie fühlte den Schmerz ganz deutlich, also mußte sie wach sein.

Das wunderschöne Nachtwand beschloß sie anzuhalten. Morgen stellte es sich gewiß heraus, daß da ein Irrtum vorlag. So wollte sie über Nacht wenigstens ganz glücklich sein und sich wie eine richtige vornehme Dame fühlen. Hals im Traume öffnete sie lächelich auch noch den zierlichen Bücherschrank. Sie nahm einen Band heraus. Fast hätte sie vor Entzücken aufgejauht. Das war ja der nagelneue Roman, der jetzt in allen Zeitungen als besonders lebenswert angezeigt wurde! Da saß sie auch schon im bequemen Schaukelstuhl, und wie sie sich erst einmal in die Lehntüre vertieft hatte, vergaß sie ganz das Aufhören und blickte richtig nicht eher wieder auf, als bis sie mit der letzten Seite fertig geworden war und die Liebenden nach Überstbung von allerhand wunderbaren Gefährnissen sich glücklich „gefriege“ hatten.

Da schaute sieträumerisch vor sich hin, das Gelesene nochmals zu überdenken. Es war so friedlich still, so märchenhaft rings um sie; nur die Blätter raselten

monoton, das hörte sich an wie ein Schlummerlied. Immer mehr überkam sie wohlige Mattigkeit und mengte sich in das unklare Glücksempfinden ihrer Seele.

Da suchte sie unter einem wonnigen Schauer ihr Bett auf und verlöschte eilig das Licht.

4.

An der Tür pochte es. Aus tiefem Schlafe wachte Luch auf, riß sich die Augen und sah verwundert um sich. Wo war sie nur? Nur mühsam vermochte sie sich an die Erlebnisse des letzten Tages zurückzuerinnern. Durch die herabgelassenen Rouleaus blinlte schon der helle Tag. Da pochte es wieder.

Es war der Neger. „Entschuldigen, Madam, in einer Stunde sind wir in Chicago. Da wird der Wagen abgehängt. Im anderen Zug ist kein Speisewagen. Frühstück ist bereits aufgetragen.“

Geschwind erhob sich Luch. Wie lange und süß sie geschlafen hatte! Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, daß es bereits auf neun Uhr ging. Sie wollte ihr Kleid vom Vortage überstreifen, doch dann besann sie sich, daß sie ja mit Herrn Waltham zusammenentreffen würde. So legte sie nach kurzem Zögern ein dunkelblaues Nachtkleid an, das ihr am Abend zuvor besonders gut gefallen hatte.

Beim Frühstück wartete Sam auf. Sie müsse mit kaltem Frühstück fürlieben, das er bereits auf das Büfett gestellt habe, berichtete er. Auf den Bahnslinien, die von Chicago aus den Salontwagen weiterbeförderten, gab es keinen Speisewagen. „Wundert mich, daß Herr Waltham nicht seinen Koch hat kommen lassen. Dort oben ist nicht gute Gegend, gibt fast nichts zu essen.“

Luch hörte kaum auf ihn. Sie fühlte sich wieder seltsam bedrückt. Mit Bangen sah sie dem Zusammentreffen mit ihrem künftigen Chef entgegen; jetzt begriff sie kaum, woher sie den Mut genommen, solch weite, abenteuerliche Fahrt zu wagen. In ihrem Kleinmut wäre sie am liebsten Hals über Kopf nach New York zurückgefahren, wenn sie nur gekonnt hätte. Doch die paar Silberlinge in ihrer Börse reichten nicht weit. Hätte Herr Snyder ihr nicht zuvorkommend ausgeholfen, so hätte sie nicht einmal ihre Verbindlichkeit im Schloßhause begleichen können. Was waren das für sorgenvolle, entbehungsreiche Wochen, die hinter ihr lagen! Sie sah sich immer noch auf ihrem tagtäglichen vorgeblichen Gang von Geschäft zu Geschäft; überall Achselzucken, frostiges Bedauern, und wo man ihr einmal einen Platz geboten, da war er so niedrig bezahlt, daß sie kaum selbst davon hätte ihr Leben erschwingen, geschweige für die Lieben daheim sorgen können.

Und nun dieser traumhafte Wandl! Zum ersten Male schlich sich etwas wie Neid in ihre junge Seele. Doch sie streifte den unedlen Gedanken schnell ab. Dieser plötzliche Glücksfall kam sicher nicht von ungefähr. Da hatte daheim ein liebend Mutterherz bangend und sehndend für sie gebetet — und nun war das Glück gekommen, märchenhaft, unglaublich verschwendervoll.

Doch sie wollte sich alle Mühe geben, Herrn Waltham zufrieden zu stellen. Er sollte ihr heimlich seine Gering schätzung des weiblichen Geschlechts abbitten und zu der Erfahrung kommen, daß sie ihre Arbeit so pflichtgetreu und zuverlässig, so prompt und flink zu erledigen verstand wie irgend einer dieser hochbezahlten Herren.

Schnell verstrich die Zeit. Stundenlang saß Lucy am Fenster und schaute, die Hände im Schoß gefaltet, auf die vorüberziehende Landschaft. Endlose Prärien, dann wieder wildromantische Schluchten, in fruchtbaren Tälern einsam liegende Farmhäuser, bei deren Anblick sich das Herz weitete und nach gleich friedvollem, welfernem Glück verlangte. Auch auf der neuen Linie hielt der Zug nur selten, und dann immer nur gerade so lange, um Gelegenheit zum Ein- und Aussteigen zu geben.

Vöngt hatten die auf den zumeist wenig sehenswerten Bahnhöfen sich abspielenden Szenen in ihrer ermüdenden Gleichförmigkeit jegliches Interesse für Lucy verloren. Sie hatte sich wieder an den Flügel gesetzt. Wer konnte wissen, ob sie bald wieder eine Gelegenheit fand, auf dem herrlichen Instrument zu spielen, hatte der Minenkönig erst wieder Besitz von seinem Wagen genommen. Das war ja selbstverständlich, daß sie dann, abgesehen von der Arbeitszeit, auf den Gebrauch ihres eigenen Zimmers beschränkt blieb und den herrlichen Speiseraum, wenn überhaupt, höchstens zu den Mahlzeiten betrat. Sie schalt sich selbst wegen des Gefühls der Trauer, das dabei ihre Seele erfüllte. Wie konnte man nur so rasch sich verwöhnen! Gestern war ihr das reizende Stübchen noch als der Inbegriff alles Schönen erschienen, und heute verlangte sie schon mehr. Es war gut, daß ihr Traum seinem Ende zuging; fühlte sie sich doch fast schon versucht, in all diesen schönen Räumen heimisch zu werden.

Die niedersinkende Dämmerung sand sie immer noch am Flügel. Heute war kein Sam mehr da, um die elektrischen Lichter zu entzünden. Doch sie verstand die Kurbel selbst anzugreifen und zog auch sorglich die Fenstervorhänge zusammen, um von draußen nicht gesehen werden zu können.

Wieder saß sie in ihr Spiel vertieft. Zu Hause war es der Mutter liebste Freude gewesen, ihr nach vollbrachtem Tagewerk zu zuhören. Dann hatte sie, wenn die Dämmerungsschatten in die niedere Stube wallten, sich ihren eigenen Einfällen überlassen, hatte ihr besonders liegende Sätze aus ihren Lieblingssonaten verwohnt, bis sie endlich ganz weltentruft nur noch ihren Tönen gelehrt hatte, bis die Mutter sie mit einem Kusse wieder in die Wirklichkeit zurückgerufen und lächelnd gemeint hatte, für heute sei es genug, und es sei Zeit zum Abendessen.

Auch heute schwante die Einsame in einer Welt von Tönen. Fast unbewußt ging sie in die Melodie eines französischen Liebesliedes über, das die Mutter stets besonders gern von ihr hörte, und ebenso unwillentlich, zuerst nur leise vor sich hin summend, dann aber ihre süße, an das Singen eines Waldvogels gemahnende Stimme immer voller anschwellen lassend, sang sie vor sich hin.

Lucy war so völlig in ihr Lied vertieft, daß sie es gar nicht bemerkte, wie der Zug sekundenlang an gehalten und sich dann wieder in Bewegung gesetzt, und ebenso wenig wurde ihr bewußt, daß sie in dem licht durchfluteten Gemach nicht mehr allein war. Behutsam hatte sich die Spiegeltür zurückgeschoben, und in ihren Rahmen war ein hoch gewachsener, breitschulteriger Mann getreten. Sein stolzes, fühlgeschnittenes, tiefgebräuntes Gesicht, das gleich den Kohlzwangen, blitzenden Augen darin von unheimlicher Energie sprach, drückte den Ausdruck fassungslosen Erstaunens aus. Der bartlose, über einem massiven, edlen Kinn sich wölbende Mund war verkniffen wie in gärendem Ärger, der erst beim längeren Erklingen der üblichen Mäd chenstimme in maßloses Verzwecken überging. Alles an ihm schien vor ungeduldiger Frage zu bebben; doch

er blieb ruhig stehen, und erst als der letzte Ton von den Lippen verklungen war und die Sängerin mit einem wehmütig hingebauchten Alford sich im Spiel unterbrach, kam wieder Bewegung in seine athletische Gestalt. Nun trat er vor.

So sehr der weiße Teppich auch seine Schritte dämpfte, war deren Geräusch Lucy doch nicht entgangen. Sie fuhr mit einem leisen Schreckensruf herum, und wie sie den Unbekannten in ihrer unmittelbaren Nähe sah, den Blick der dunklen Augen halb fragend, halb abweisend auf sie gerichtet, schnellte sie verstört vom Sitz auf, und alles Blut wich aus ihren Wangen. (Fortsetzung folgt.)

## Kriegsweihnacht.

Ein im Feld stehender Mitarbeiter schreibt uns: Voller funkelnder Sterne steht die Dezembernacht über der dunklen Erde. Ungewisses Licht nur ringt sich aus dem Schnee, der das Land weit hin zudeckt. Es ist fremdes Land, fremdes, hartes Land, das vor uns liegt. Manches Kameraden warmes Blut hat es schon getrunken, und noch immer ist es nicht satt der Blutopfer. Fremdes, hartes, blutigeriges Land! Und doch sieht es uns mit den Augen der Heimat an. Umarmt nicht auch daheim der schirmende Arm der Wälder so die beschneite Ebene? Drängt sich nicht auch daheim das Land erschauernd unter dem kalten hohen Glanz der mächtigen Sterne zusammen, schmiegt es sich nicht ebenso an die warme Helle, die tröstend aus den Fenstern weniger niedriger Hütten bricht? Seltsamer Zauber der deutschen Weihnacht, unsere Liebe schlingt plötzlich um dieses fremde Land voll Glut die Arme. Barg sich in diesen Hütten nicht mancher Traum, der Schönheit und Wärme über das Leben bringen wollte? Lehren diese schweigenden Wälder nicht einen starken, ringenden Geist, die Sprache der Ewigkeit, die den Menschen Heil bringen will? Und zitterte nun nicht unter uns allen der Boden von einer blinden Wut, deren wir nicht mächtig werden können? Beben nicht auch in diesen Hütten bange Mütter um ihr schwankendes Glück? Verstören wir nicht den Weg der Zukunft, wenn wir dieser Mutter Glück umstürzen? ... Ehnen wir wirklich den Weg, den kommende Geschlechter zur größeren Herrlichkeit gehen sollen? Ruhig geht der Schritt der Kompanie. Der Schnee knirscht unter schweren Männerritten. Gleichmäßig geht Mann hinter Mann, alle im gleichen Gewand, immer dasselbe in hundertfacher Erscheinung. Wer bist du, wer bin ich? Wenn du, Grauer da vor mir nun hinschwindest, trete ich nicht an deinen Platz, tritt nicht ein anderer sofort an meinen Platz? ... Ruhig geht der Schritt der Kompanie. Vor uns ist der Feind. Jeder kennt seine Pflicht. Es ist nicht fragens Zeit. Brüder vor, hinter, neben mir. Und vor uns ist der Feind!

Eine kleine Stadt im feindlichen Lande. Mit einer Miere, die Trost sein soll und die doch nur mühsam verborgene Durch ist, gehen die Bewohner durch die schmalen Gassen. An den Straßenecken lugern Männer faul herum, unsaubere Frauen zansen mit verwahrlosten Kindern, deren Gesichter alt wurden von häßlichen Begierden. Unter schwarzen, tief auf der Stirn hängenden Haaren ein dunkler Blick als Aushängeschild einer niederen Schenke. Nur selten ein Gesicht, das der Gram adelt. Es ist, als wären diese Menschen alle Kinder einer zuchtvollen Mutter, zu der Werber aus aller Herren Ländern kamen. Fremd die Gesichter und doch so vertraut die Gassen! Gilig läuft das Flüßchen zwischen Wall und Mauer dahin; nur vor den zadigen Giebeln einer alten Mühle will es verweisen und verträumte Zwiesprache halten von schöner vergangener Zeit. Baute dieses trostige Haus nicht einst der Sohn eines Kaufmanns, der aus der alten Hansestadt am deutschen Meer auszog und der hier seinen Durst nach der wechselnden Ferne stillte an dem Gold, das draußen wie daheim mit dem gleichen Glanz blendet? Und nun richtet sich gar der Dom auf. Schlanke Bogen klommen empor zum steilen Dach, mächtig stemmt sich der Turm auf seine steinernen Muskeln, bis er über die höchsten Häuser hinwegspähn kann in das weite Land. Vernimm dies hohe Lied voll deutscher Festigkeit, voll unerschütterlicher Zuversicht, voll trostigen Glaubens, voll heiliger Unbrust! Versteht

diese Stadt dieses Lied? Das Auge sieht jetzt nicht mehr die fremden Menschen, es sieht jene anderen, die mit fröhlichem, gutrauschem Gesicht durch die Straßen eilen, beladen mit allerlei geheimnisvollen Dingen. Und nun hört gar das Ohr ein frommes, ein deutsches Lied. „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Nicht aus Kinderfehlern dringt dieses Lied. Männer, Männer in Waffen sind es, die dieses Lied singen, und in einem Hause erkönt dies Lied, über dessen Tür geschrieben steht: Soldatenheim. Ein Heim für den im Feld stehenden Soldaten, kann nicht nur das deutsche Gemüt dieses Widerspruchsvolle vereinen? Und in diesem Heim schaffen und rüsten sie jetzt die Weihnacht, das deutsche Weihnachtsfest, einer für den anderen, Bruder für Bruder, treue Kameraden helfen einander vom gleichen Weh, vom Heimweh. Und darum ist die fremde Stadt nun ganz voll heimatlichen, voll deutschen Mangels.

Von Lille über Brüssel nach Berlin, so sieht es zu lesen in den Gängen des deutschen Schnellzugs, der nun durch Belgien gen Osten braust. Die nüchterne, geschäftsmäßige Erklärung ergäzt vom Größten dieser Geschichte. In den Gängen des Zuges drängen sich die, die diese Geschichte mit Blut geschrieben haben. Alle Plätze sind besetzt von Felsgrauen, die daheim kurze Weihnachtsfreude genießen sollen. Alle deutschen Mundarten flingen durcheinander. Woher stammst du, Kamerad? Und Hamburg antwortet, und es antworten München und Danzig und Köln und Breslau und Leipzig und Straßburg und Berlin, und es antworten alle die deutschen Städte, deren Namen weniger groß flingen und deren jede doch ihre Söhne hinausgesandt hat in den schweren Kampf. Laut und fröhlich geht das Gespräch von Heimatort und von den Lieben daheim. Was alle diese Männer draußen erlebt und erlitten haben, brauchen sie einander nicht zu erzählen, es steht in dem seltsam fernen Vida deutlich genug geschrieben. Auch vom Feind sprechen sie nur selten, und nur einen scheinen sie zu hassen, und ihre Rede flingt zornig, wenn sie von ihm reden, das ist Hans Dampf aller Länder, der daheim zu den Taten seiner Brüder draußen die großen Worte redet und das Blut seiner Volksgenossen in schöner Rede heftoliterweise vergieht. Was brauchen sie vom Aushalten zu sprechen, diese Männer, die der Tod mit den schrecklichsten seiner Schrecken bedroht hat! Sie brauchen es nicht auszusprechen, sie wissen sich alle Brüder in dem gleichen Gelöbnis, auszuhalten auf ihrem Posten und auch im letzten Grausen nicht zu wanken. Eins sind sie im Kampf, eins aber auch in der Liebe, und darum sprechen sie jetzt mit der verhalteten Bärlichkeit der Männer von der Heimat, nur von der Heimat. Woher kennen sie alle einander, diese Männer aus Süd und Nord und Ost und West? Sie sahen einander zum erstenmal heute, aber ausgeschossenes Blut schuf eine geheime Brüderlichkeit unter ihnen. Und so wie sie in diesem Zug beieinander sitzen, so stehen sie draußen in den Gräben und halten in getreuen Händen die eiserne Wehr, an der jeder Anprall des Feindes zuschanden wird. Das ist das Volk von Brüdern, das große, große Volk von Brüdern! (kz.)



### Aus der Kriegszeit.

Der Sieg des deutschen Weihnachtsbaumes im Weltkrieg. Es ist eine seltsame Ironie der Kulturgeschichte, daß gerade der Krieg zur Verbreitung des Weihnachtsbaumes, dieses schönen Sinnbildes des Friedens, so viel beigetragen hat wie nichts anderes. Die Freiheitskriege gaben der urdeutschen, aber nur als lokaler Brauch bis dahin eingebürgerten Sitte des Christbaumes die rechte gemütvolle Resonanz, und in ihrem Gefolge ist der liebliche Lichterglanz dann durch alle deutschen Gauw getragen worden. Die deutschen Krieger verschafften der feinflich geschnückten Tanne erst Weihnachten 1870 in Frankreich die rechte Verbreitung, schufen dort das rechte Verständnis für diesen lieblichsten Schmuck der „Heiligen Nacht“. Wo Deutsche hinkommen, bringen sie ja den Christbaum mit, und wo sie in Feindesland als Sieger stehen, wird der strahlende Lichterbaum zu einem beredten Verkünder des deutschen Gemütes, der deutschen Besitzung, das tiefe Symbol des deutschen Friedensgeistes, den keine noch so faulidiken Augen über unsere Kriegslust und Groberung-

gier je werden in der Geschichte verdunkeln können. Nun stehen unsere Truppen wieder als Sieger tief drinnen im feindlichen Gebiet; zum zweitenmal flammen die Herzen der Weihnachtsbäume bei unzähligen deutschen Weihnachtsfeiern im Lande unserer Gegner auf. Da wird sich manches trostige Feindesherz von dem Liebesglanz der däutlichen Weihnacht überwältigen lassen, mancher Haß sich zu milderen Gefühlen wandeln, und unser Christbaum dürfte nach den früheren Erfahrungen in diesem Kriege auf Erden mehr Anhänger gewinnen als in langen Jahren des Friedens. Das gute Beispiel wirkt ansteckend, und wenn man das Wunder eines herrlichen Brauches so nahe vor sich sieht, es so miterlebt, wie dieses mal unsere Feinde in Belgien, Polen, Serbien da ahmt man es unwillkürlich nach. In Belgien ist ja der Weihnachtsbaum nichts Neues; er war hier schon vor dem Kriege ziemlich verbreitet, wird aber nun noch viel mehr bekannt werden. Anders in Polen. Die Slaven haben sich merkwürdigweise bisher mit dem Weihnachtsbaum nicht recht befrieden wollen. Selbst in dem ostpreußischen Litauen ist er noch nicht völlig eingebürgert. In Polen aber tauchte er früher nur vereinzelt hier und da auf, wo deutsche Siedler ihn hingebraucht hatten. Die Versicherung findet in Polen am Nikolaustage statt, und überhaupt hatte der „Heilige Abend“ dort bis jetzt noch nicht die Bedeutung wie bei uns. Das wird nun anders werden, wo das deutsche Weihnachtsfest überall in den besetzten polnischen Gebieten begangen wird, und es ist eine friedliche Kulturtat, die unsere deutschen Krieger dort vollbringen, wenn sie den Lichterbaum entzünden und seinen Schein erwärmen und tröstend in die Herzen der polnischen Bevölkerung leuchten lassen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Serbien. Aber nicht nur den Feinden stehen unsere Soldaten den Christbaum im fernen Lande an, sondern auch unseren Freunden. Die treuen Verbündeten, Bulgaren und Türken, werden die frohe Botschaft der leuchtenden Tanne von uns empfangen, so wie sie die Österreicher und Ungarn vor fast einem Jahrhundert von uns erhielten. Ein Weltkrieg ist es ja, den wir führen. Er trägt deutsches Wesen und deutsche Kraft bis tief hinein nach Asien; er nimmt auch den Weihnachtsbaum auf seine stolz dahinbrausenden Siegesflügel. So muß der Weltkrieg, den wir Weihnachten 1915 erleben und erhoffen, auch beitragen zum Weltkrieg des deutschen Weihnachtsbaumes!

„In dulci jubilo.“ (Zur Geschichte eines Weihnachtsliedes.) Eines der am häufigsten von uns gebrauchten lateinischen Zitate: in dulci jubilo, wird allgemein in der Bedeutung „in Saus und Braus“ angewandt. Es begegnet uns überaus oft in älteren Studentenliedern gerade in dieser Bedeutung, und viele nehmen an, daß diese Redensart aus dem Studentenlatein stammt. Schon der vortreffliche Dichter unseres Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles“, Heinrich Hoffmann v. Fallersleben, der ja, wie bekannt, einer unserer hervorragendsten Germanisten gewesen ist, hat in einer besonderen Schrift „In dulci jubilo“, die im Jahre 1854 in Hannover erschienen ist, den Nachweis erbracht, daß diese lateinische Redensart den Anfang eines Weihnachtsliedes darstellt, das aus einer die Lebensbeschreibung des Mystikers Sufo enthaltenden Handschrift des 14. Jahrhunderts stammt. Der erste Vers des Liedes lautet:

In dulci jubilo (In süßem Jubel)  
Nun singet und seid froh!  
Unser aller Bonne  
Leit (liegt) in praesepio (Krippe)  
Und leuchtet wie die Sonne  
Matris in gremio (in der Mutter Schoß),  
Qui es A et O  
Qui es A et O (Wer du bist A und O).

Das Lied wurde früher fälschlich dem im Jahre 1440 gestorbenen Dichter Petrus Dresdensis zugeschrieben. Der dulcis jubilus hatte, wie man sieht, ursprünglich eine ganz andere Bedeutung. Er betraf ausschließlich die Weihnachtsfreude und besagte etwa dasselbe, wie wenn wir heute zu Weihnachten singen: „O du fröhliche, o duelige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Als später die Redensart „in dulci jubilo“ in die Studentenlieder aufgenommen worden war, von denen viele gleich dem in Neben stehenden Weihnachtsliede den Wechsel der lateinischen und der deutschen Sprache aufwiesen, wandelte sich dieser Ausdruck seiner Bedeutung entsprechend dem studentischen Leben früherer Zeiten gänzlich um, und er wird leider jetzt allgemein in einem

Stunde gebraucht, der mit der Weihnachtsfreude nicht das geringste mehr zu tun hat.

Bei der Königin von Griechenland. In diesen Tagen, in denen die Augen der Welt mit besonderer Spannung auf Griechenland gerichtet sind, daß Land, das durch den Einmarsch der englisch-französischen Armee aufs schwerste in seiner Neutralität gefährdet und durch die bulgarischen Siege über diese Landungsarmee zu einer Entscheidung gedrängt ist, veröffentlicht eine amerikanische Journalistin den Bericht über eine Unterredung, die sie unlangst mit der Königin von Griechenland hatte. Eleanor Franklin Egan, die Kriegsberichterstatterin der „Saturday Evening Post“ auf dem Balkan, ist eine ebenso ausgesprochene Freundin der Entente wie das Blatt, für das sie arbeitet; sie behauptet das in der Wiedergabe dieses Interviews weniger scharf, weil ihr die Königin rein menschlich tiefen Eindruck gemacht hat, aber sie kommt nicht über die — ihrer Meinung nach sehr mißliche — Tatsache hinweg, daß die Gemahlin des Griechenkönigs eine geborene Hohenzollern ist, die Schwester des Kaisers Wilhelm. Sie beginnt ihren Bericht mit der Wiedergabe zweier Aussagen, die griechische Diplomaten auf ihre Frage über die Person der Königin zu ihr taten. Der eine sagte: „Man kann über die Königin besser sprechen, wenn man sie gesondert als Frau und Herrscherin ansieht. Sie ist eine Frau, der ich auf den Knien rund um die Erde folgen würde. Sie verkörpert Anmut und Güte. Sie besitzt alle die trefflichen Eigenschaften, die wir menschlich nennen, da uns ein besseres Wort dafür fehlt. Als Königin ist sie aber völlig Hohenzollern.“ Und der zweite griechische Staatsmann meinte: „Es wäre ja rein menschlich gar nicht verständlich, wenn die Königin mit den Anschauungen eines Bruders, wie es Kaiser Wilhelm ist, nicht einverstanden wäre. Das erwartet niemand von ihr.“ Worauf er bedeutsam hinzufügte: „Griechenland besitzt eine Verfassung, die in ausreichender Weise die Wahrung seiner Interessen verbürgt.“ Die Amerikanerin ist ehrlich genug, zuzugeben, daß ein Versuch, die Unterredung mit der Königin auf politisches Gebiet hinüberzuspielen, aussichtslos gewesen wäre. Sie betont: „Die Königin unterhielt sich mit mir länger als eine Stunde. Aber ich glaube, im großen Ganzen sagte sie mir Dinge, die sie zu jedermann sagen würde, und außer Achtlassungen, zu denen sie sich vor aller Welt bekennen würde. Was sie ausspricht, daran glaubt sie restlos, und sie ist so sehr des schleichlichen Sieges der deutschen Waffen gewiß, so fest davon überzeugt, daß die Interessen Griechenlands an die ihres Geburtslandes geknüpft sind, daß jedes Abweichen von der Haltung, die sie bekennt, ein bewußter Verrat an dem Menschen wäre, der in ihr ruht unter der Krone Griechenlands.“ In ihren Aussagen über den Krieg sagte die Königin: „Wer kann mir sagen, warum die Engländer das angefangen haben? Was war der Grund? Und welchen Gewinn können sie sich davon versprechen? Länger als ein Jahr stehen sie nun im Kampf, und was haben sie erreicht? Niemand braucht nur auf die Karte zu schauen!“ Die Königin sprach dann von der deutschen Kultur. „Sie ist der vollkommenste Begriff“, rief sie aus, „der sich denken läßt, und die Welt wird sich früher oder später darunter beugen, ob sie will oder nicht. Diese Kultur ist das Werk führender Geister, die für das Wohl der Gesellschaft schafften; sie ist ein Werk, das einmal geschaffen wurde, um nie wieder zerstört zu werden.“ (Fz.)

Wie die Engländer die deutsche Zivilbevölkerung in Duala gefangen nahmen. Über das aller Ritterlichkeit spottende, hinterlistige Verhalten der Engländer nach der Besetzung von Deutsch-Kamerun (September 1914), das für die Kriegsführung der „Gentlemen“ besonders kennzeichnend war, berichtet nachträglich der in Duala gefangengenommene und nach vielen schmerzensreichen Monaten endlich freigelassene Zivil-Missionar von Duala, Dr. Stahl, in den beiden neuesten Heften der „Umschan“. Da es für die Dualaleute eine sinnlose Peine und Gefährdung der Frauen und Kinder bedeutet hätte, der schließlich von zwei Seiten kommenden 20- bis 25fachen Übermacht der Engländer noch weiteren Widerstand zu leisten, wurde in Duala am 26. September die weiße Flagge gehisst, und zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags kamen die ersten Engländer an Land. Zwei Tage später beraubte das englische Kommando die Deutschen in Duala mit fast ihrer körperlichen Freiheit. „Ich selbst“, schreibt der Missionar Stahl in seinem interessanten Bericht, „komme mir beim Rückblick auf jenen 26. September wie blind vor. Ich hatte mir nämlich unsere Lage und das Verhalten der Engländer uns gegenüber nach der Besiegereigentum Dualas etwa folgendermaßen vorgestellt: Die Sieger werden nicht nur sofort für Ruhe und Ord-

nung und für genügenden Schuh sorgen, sondern werden auch angesichts unserer numerischen Schwäche uns nicht anders denn großmütig, „gentlemanlike“ und mit alter Rücksicht behandeln, schon um unserer gemeinsamen Hautfarbe willen, so daß den Eingeborenen die Kriegsführung der Weißen gewissermaßen imponieren muß. Man wird uns selbstverständlich in keiner Weise hindern, unserer Missionsarbeit in Schule und Gemeinde und auf den zahlreichen Arzneistationen nachzugehen und die Leute wieder zu sammeln, so daß in kurzer Zeit auch in dieser Hinsicht die Ordnung wiederhergestellt sein wird.“ Aber schon am nächsten Tage sollten der Missionar und seine Landsleute erkennen, was die Engländer — einst das erste Bibel- und Missionsvolk — heute sind: „Im Laufe des Vormittags ging das Gericht durch die Stadt, es sollen sich alle Deutschen zwangsweise Feststellung ihrer Personalien im Regierungshospital melden. Ich ging gegen Mittag durch einige Straßen der Stadt, wobei mir auffiel, daß fast kein Deutscher mehr zu sehen war. Gegen 3 Uhr ging mein Stationsgenosse, Missionar Walther, in den Hospitalhof, um sich zu melden. Aber er kam nicht wieder, sondern schickte mir durch einen Jungen ein paar flüchtig geschrifte Abschiedsworte. Immer noch hielt ich's für ganz ausgeschlossen, daß man uns Zivilpersonen von Duala wegführen werde. Um aber Sicherheit über die Lage zu erfahren, machten meine Frau und ich uns auf den Weg zum nahen Regierungshospital. Ich bat einen Engländer um Aufschluß über unsere angebliche Meldepflicht. Der erwiderte, wir hätten durchaus nichts zu befürchten, wir hätten nur unsere Namen anzugeben, dann könnten wir wieder nach Hause gehen.“ Ohne Verdacht zu schöpfen, schritten der Missionar und seine Frau durch die Bajonetten der zahlreichen schwarzen Wachen zum Hoftor hinein, um ihre Meldung zu machen. „Aber wozu sind hier so viele unserer Landsleute versammelt? Und wozu stehen auch hier drinnen im Hof so viele schwarze Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren?“ Jetzt erst steigt ein leichter Verdacht in mir auf, daß man uns am Ende doch anders als „gentlemanlike“ behandeln könnte. Aber nein, das ist nicht möglich! Immerhin halte ich's für ratsam, mit meiner Frau wieder zum Tor hinauszugehen, solange es noch Zeit ist. Nun erst werden mir endlich die Augen geöffnet: Während uns nämlich beim Hereingehen die Soldaten völlig ignoriert hatten, fassen sie uns nun beim Hinausgehen wieder an den Armen, und einer droht mir, mich niederzuschießen, wenn ich noch einen Schritt weiter gehe. Keine Beschwerde, kein Bitten hilft. Ein englischer Offizier hört uns zwar an, zuckt aber nur die Achseln. Zwischen kommen schwarze Wachen und stellen uns Deutsche alle in Marschreihen auf. Alles ist in großer Aufregung. Geschäftig eilen englische Unteroffiziere mit der Peitsche unter dem Arm hin und her. Mit hilflosen Blicken irren einige deutsche Frauen an den Reihen der Männer auf und ab. Schwarze Haussungen stehen weinend, oder auch stark und erstaunt blidend, abseits; einige gelingen es, ihren Herren wenigstens noch ein Taschentuch mit Leibwäsche in unsere Reihen hereinzuwerfen. Die meisten von uns aber haben nichts, als was sie auf dem Leibe tragen; man hatte uns schamhaft in eine Halle gestoßen.“

Was die Londoner Kinder über die Beppeline sagen. In welcher Weise die Beppelinangriffe das Hauptgespräch in der Bevölkerung Londons bilden, geht aus dem Umstand hervor, daß die Tätigkeit unserer Luftschiffe bereits zum immer wiederkehrenden Aufsatzthema in den englischen Volks- und Mittelschulen geworden ist. So wurde in einer Londoner Schule den Kindern die Aufgabe gestellt, einen Aufsatz über die Frage zu schreiben: „Was habt ihr über die deutschen Beppeline zu sagen?“ Aus einer in der „Daily Mail“ veröffentlichten Zusammenstellung einiger dieser Aufsätze entnehmen wir die folgenden Stellen: Ein neunjähriger Junge schrieb, daß die Beppeline das interessanteste und märchenhafteste Ding auf der Welt seien. Ein Beinjähriger erklärte: „Als die Beppeline über der Stadt herumschwirrten, rutschte das große Bild in unserem Schlafzimmer von der Wand und fiel auf das Bett. Natürlich ist Mutter nicht wenig erschrocken.“ Ein anderer schrieb: „Meine Mutter war furchtbar ängstlich, trotzdem ich ihr erklärte, daß es nicht gar so gefährlich wäre.“ Ein zwölffjähriger Junge, der außerordentlich praktisch veranlagt zu sein scheint, schrieb in seinem Aufsatz die Ausrufung nieder: „Als ich die Bomben platzen hörte, sprang ich auf, schlüpfe so schnell, wie möglich, in meinen Anzug und nahm vor allem mein Bankbuch und meine Sparbüchse an mich.“ Ein anderer Brodführer: „Meine Mutter fragte mich, ob ich Angst hätte. Ich sagte „nein“, aber es war nicht die Wahrheit.“ Ein Mädchen schrieb: „Ich finde es unrichtig, solche gefährlichen Sachen anzustellen.“ Ein anderes Mädchen schwieb: „Als wir die Bomben platzen hörten, rief ich meine Schwester. Unsere Mutter kam herein und sagte, wir sollten sofort in die Küche gehen. Dort waren viele Bekannte versammelt. Ich fragte: „Warum regt ihr euch so auf?“ Sie sagten, die Beppeline seien gekommen. Darauf rief ich: „Gott im Himmel, so etwas schaut doch unmöglich!“